Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **15 (1933)**

Heft 42

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerische Nationalbibliothek
Bern

Winterthur, 20. Oktober 1933 — Erscheint jeden Freitag — 15. Jahrgang Nr. 42

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Redaktionelle Notiz.

Wegen Stoffandrang mußten verschiedene Artikel auf die nächste Nummer verschoben werden.

Wochenchronik.

Deutschlands Abkehr von der Abrüstungskonferenz und Deutschlands Absage an den Völkerbund drängten in dieser Woche alle andern politischen Ereignisse weit in den Hintergrund. Das deutsche „Los von Genf" kam in diesem Augenblick weltüberraschend. Allein dem unvoreingenommenen Beobachter mochte das Geschehen zum wenigsten psychologisch, wenn auch nicht politisch verständlich sein. Die Entwicklung ging seit Anbruch der nationalsozialistischen Herrschaft in dieser Richtung. Die Isolierung Deutschlands in Genf mußte sich in irgend einer Weise auswirken. Nur ein Entgegenkommen an den deutschen Standpunkt bei den jetzt schwebenden Abrüstungsfragen hätte einer Entladung der angesammelten Verbitterung vorbeugen können. Statt dessen gab man bei allen Verhandlungen dem Dritten Reich das allgemeine Mißtrauen zu spüren. So weitete sich wiederum die Kluft zwischen den ehemaligen Siegern und den Besiegten, zwischen Bewaffneten und Unbewaffneten, die Kluft, die sich unter Stresemanns und auch noch unter Brünings Einfluß zu schließen begonnen hatte. Der Völkerbundsgrundsatz der Gleichberechtigung aller Staaten schien bei der Abrüstungskonferenz für Deutschland ausgeschaltet zu sein, daher der Rückzug von der Konferenz und der angekündigte Austritt aus dem Völkerbund, der aber noch keineswegs offiziell notifiziert ist.

Was nun in dieser Woche von einer sensationsgierigen Presse aller Länder an Kommentaren zu der von Außenminister von Neurath in Genf abgegebenen Erklärung verfaßt wurde, das mutete wie Kriegsruf an und hat auch da und dort eine Verstimmung erzeugt. Allein es fehlte auch nicht an einer besonnenen Presse. So mahnten verschiedene französische Rechtsblätter in erfreulicher Weise zur Ruhe. Die „Victoire" begrüßte das Angebot eines deutsch-französischen Nichtangriffspaktes, wie er von Reichskanzler Hitler angeregt wird. Unmittelbar nach dem Rückzug aus Genf hat der Reichskanzler in einer Radiorede die Welt wissen lassen, daß das Dritte Reich auf seinem festen Friedenswillen beharrt, wenn es auch nicht länger gewillt ist, sich die entehrende Behandlung in Genf gefallen zu lassen. Besonders freundliche Worte richtete er an Frankreich, die von der französischen Regierung denn auch mit Genugtuung aufgenommen wurden. Ueberall haben die führenden Staatsmänner die Ruhe bewahrt und damit die richtige abrgende Losung ausgegeben. Interessant ist eine Meinungsäußerung des englischen Dramatikers Bernard Shaw, der betont, daß der Konflikt unvermeidlich gewesen sei: „Deutschland hat das einzige Vernünftige getan. Der Völkerbund hat sich zu etwas entwickelt, das mit einer Organisation zur dauernden Niederhaltung Deutschlands ganz verzweifelte Aehnlichkeit hat."

Der Völkerbund sorgt in seinem Pakt dafür, daß eine überstürzte Absage vor dem vollzogenen Austritt wieder hinfällig werden kann. Es heißt da in Artikel 1, Absatz 3, daß jedes Bundesmitglied nach zweijähriger Kündigung aus dem Bund austreten kann, vorausgesetzt, daß es zu dieser Zeit alle seine internationalen Verpflichtungen einschließlich diejenigen aus dieser Satzung, erfüllt hat. Aus den Ausführungen des Reichskanzlers läßt sich heraushören, daß sich Deutschland an die Satzungen zu halten gedenkt. Es bleibt somit reichlich Zeit, wieder einzurenken, was jetzt aus den Fugen gegangen ist. Schon sind vermittelnde Kräfte an der Arbeit, um der Genfer Krise zu wehren. Eine erste Rolle fällt dabei Mussolini zu.

Um ihre Haltung dem Ausland gegenüber zu stärken, hat die deutsche Regierung auf den 12. November eine Volksabstimmung angeordnet, bei der sich die Stimmfähigen darüber auszusprechen haben, ob sie die von der Regierung befolgten außenpolitischen Richtlinien billigen oder nicht. Gleichzeitig werden auch Neuwahlen für den Reichstag erfolgen. Angesichts der heutigen innerpolitischen Gestaltung Deutschlands besteht kein Zweifel, daß die Regierung mit dieser Maßnahme erreicht, was sie erreichen will.

Als die Schweiz in den Völkerbund eintrat, geschah es unter der Voraussetzung seiner Universalität. Bundesrat Motta hatte sich von Anfang an als erster Völkerbundsdelegierter für den Eintritt Deutschlands eingesetzt. Daß die vor acht Jahren mühsam zustande gekommene Zugehörigkeit Deutschlands nun dahinfallen soll, das bedeutete eine starke Enttäuschung für alle neutralen Bundesmitglieder. Die Schweiz kann nur bedauern, daß sich der Konflikt in solcher Weise zugespitzt hat. Unser Land muß wünschen, daß Deutschland den Rückweg zur Mitarbeit im Völkerbund finde. Ein Völkerbund ohne Deutschland, Amerika, Japan, Rußland, wäre ein halbes Gebilde, das seine Aufgabe nicht erfüllen könnte. Welches unter den jetzigen Umständen das Schicksal der Abrüstungskonferenz sein wird, das bleibt abzuwarten. Es zeigt sich die Meinung, daß an der Schaffung einer Abrüstungskonvention weiter gearbeitet werden soll und daß das Ergebnis Deutschland zu unterbreiten wäre. Vielleicht, daß sich unter dem Drucke der Verhältnisse nun doch die einigende Formel finden läßt. J. M.

Mehr Mütterlichkeit im öffentlichen Leben.

Für die Rubrik „Was sagt die Leserin" ist uns noch diese ausführliche Betrachtung im Anschluß an den Artikel von H. Dünner (Nr. 29) zugekommen. Rammmangels wegen erscheint sie erst heute. Red.

Der hohe Wellengang auf dem Meere politischen Geschehens, der gegenwärtig auch bei uns spürbar ist, der nicht nur auf Stürme an anderen Orten hindeutet, sondern vielleicht auch Vorzeichen sein könnte von bevorstehenden Unwettern, die selbst uns nicht verschonen, muß jeden denkenden Menschen, also auch jede denkende Frau, zur Besinnung zwingen. Soll der Mensch ob dem gewaltigen Ansturm all des Neuen und „Erneuerten" nicht ins Wanken und Rutschen geraten, muß der eigene Standpunkt überprüft, revidiert, oder, sollte er bisher nicht gefunden sein, erst gesucht und bezogen werden. Wir sind dem Frauenblatt zu Dank verpflichtet, daß es gerade im gegenwärtigen Augenblick die grundsätzliche Aussprache über die Stellung der Frau zur Politik wieder einmal eröffnet. So möchte ich denn meinerseits als Mensch und Frau und auch als Theologin zu dieser Frage ein paar Worte sagen.

Am Artikel von H. Dünner scheint mir verhängnisvoll, daß er vor allem zur Sammlung und Organisierung der Frauen zu einer einheitlichen politischen Frauenmeinung, zur Bildung einer „Frauenfront" also, zeitgemäß ausgedrückt, auffordert. Was wäre damit erreicht? Eine Interessengruppe mehr wäre geschaffen, die in dem allgemeinen Kuhhandel politischen Dilettantentums möglichst viel für sich herauszuschlagen versuchte! Zeichnet sich nicht wirkliche, echte Politik gerade dadurch aus, daß sie ein umfassendes Ziel erstrebt, das nicht nur der eigenen Gruppe, sondern allen bessere Daseinsmöglichkeiten verschafft? So, wie es etwa die Meinung der heutigen Sozialdemokratie ist, eine Wirtschaftsordnung zu schaffen, in der sich alle Glieder der Gesellschaft wohl fühlen, was dann freilich in erster Linie dem Arbeiter, als dem heute wirtschaftlich am stärksten Benachteiligten, aber nicht nur dem Arbeiter, sondern beispielsweise auch dem Kleinbauern zugute kommen würde. Oder wie es einst das Ziel des Liberalismus war, durch den wirtschaftlich liberalen Staat jedem zum Wohle zu verhelfen, was dann freilich, entsprechend der damaligen Lage, in erster Linie dem Bürgertum zugute kommen mußte.

Wenn ich also die Forderung einer speziellen Frauenfront ablehnen muß, so kann ich mich doch mit der Voraussetzung wenigstens teilweise einverstanden erklären, aus der H. Dünner zu dieser Folgerung kommt. Zweifellos ist es richtig, daß, was die Frau im heutigen Augenblick, wo sie als Geschlecht ins politische Leben eintritt, diesem Leben zu geben hat, mit ihrer Mutterschaft, mit ihrer Stellung zur Familie überhaupt zusammenhängt. Frau Dünner spricht vom Mutterinstinkt. Ich möchte vielmehr vermuten, daß es sich hier um eine Jahrhunderte alte Erziehung handelt, durch die der Instinkt erst zu dem wurde, was heute für das politische Leben fruchtbar gemacht werden kann, zu jener fürsorgenden, hingebenden Geistigkeit, die wir, weil wir sie bei der Mutter immer wieder am ersten zu finden gewohnt sind, oft mit dem Ausdruck „Mütterlichkeit" zu bezeichnen pflegen. Die Frau hat heute im großen Ganzen etwas an Menschlichkeit vor dem Manne voraus durch ihr jahrhundertlanges Eingestelltsein auf die Familie, sei es die eigene, sei es die fremde. Kinder sind Erzieher, vor allem Erzieher zur Menschlichkeit. Denn Kinder sind lebendige Wesen, und erst noch zarte, schwache, liebe- und pflegebedürftige kleine Wesen. Bei ihnen wird man nicht, wie etwa im täglichen Erwerbskampf, rascher vorwärts kommen mit Härte, Rücksichtslosigkeit, Ungeduld. Man wird ihnen damit nur den nötigen Lebensraum, die zum Aufblühen ihres Lebens so sehr nötige Freude nehmen, wird sie krank, bleich, elend, mißtrauisch und verdrossen machen. Aber man erreicht etwas mit Geduld, Freundlichkeit, Liebe. Darum muß sich die Mutter auf diese Eigenschaften einstellen, sie muß dem Kinde, das sich selber noch nicht genügend wehren kann, zu seinem Rechte verhelfen. Sowie der Bauer, dessen Beruf es ist, mit lebendigen Wesen, Tieren und Pflanzen umzugehen, mehr Innerlichkeit, Seelenhaftigkeit und Rücksicht sich erhalten hat als etwa der Städter, der mit fühllosen Maschinen, mit dem rasenden Auto und dem laufenden Band der Fabrik täglich umzugehen hat, der in den grausamen Existenzkampf hineingeworfen ist, so hat heute die Frau an Menschlichkeit etwas vor dem Manne voraus. Und zwar gilt dies nicht nur von der Mutter, sondern, vorderhand noch, zumeist auch von der unverheirateten Frau. Werden doch die Mädchen von ihren Müttern noch immer mehr zur Hilfe im Haus und damit zum Dienst an den Mitmenschen herangezogen als die Knaben, so daß für sie eine völlige Verschlichung weniger leicht möglich ist.

Ihre Menschlichkeit hat die Frau ins öffentliche Leben hineinzutragen. Es gibt Gegner der Mitarbeit der Frau am öffentlichen Leben, die es darum sind, weil sie meinen, daß der Frau ihre Innerlichkeit dabei auch noch verloren gehen werde. Die Gefahr scheine mir nur dann wirklich vorhanden, wenn jene Entwicklungslinie zum Siege käme, die nur der unverheirateten Frau Berufstätigkeit zugestehen, die verheiratete aber als Mutter und Hausfrau ganz ans Haus binden will. Wir hätten dann neben der Masse verschlichter Männer eine Menge unverheirateter, und daher vielleicht noch stärker verschlichter Frauen, daneben die Masse der menschlich überlegenen, aber unsachlichen Hausfrauen und Mütter. Die Zweiteiligkeit wird sich aber kaum durchsetzen. Die Frau wird den Weg vom Beruf zur Familie und von der Familie zum Beruf finden. Sie wird Mutter sein, und ihr Muttersein wird sie ganz anders beanspruchen, als etwa den Mann das Vatersein. Sie wird an den Kindern stets von neuem Menschlichkeit lernen. Ihr ist die ungeheure Aufgabe geworden, mit dieser Menschlichkeit, die sie als Mutter sich erhalten hat und stets wieder neu gewinnt, unsere verschlichte Oeffentlichkeit zu durchdringen.

Die Frau hat vom Mann die Sachlichkeit zu lernen, sie hat sie, seit ihrem Eintritt ins öffentliche Leben, auch schon in weitgehendem Maße gelernt. Das soll nun aber nicht heißen, daß etwa Menschlichkeit die besondere Gabe des Weiblichen, Sachlichkeit diejenige des Mannes sei. Nein, sondern indem die Frau ihre Menschlichkeit, welche sie in ihrem Dasein mit der Familie geübt und gestärkt hat, ins öffentliche Leben hineinträgt, ruft sie den Mann — denn auch er ist Mensch — zu sich selbst zurück. Andererseits ist auch die Frau in den Existenzkampf hineingestellt, auch sie hat sich also den sachlichen Gesichtspunkten des Broterwerbes zu unterstellen.

So wird an der Seite der Frauen, auch wenn sie eigene Gesichtspunkte ins politische Leben bringen, immer eine große Zahl von Männern kämpfen, Männer, denen es ihrerseits auch um Menschlichkeit geht. So werden die Frauen gleich den Männern Stellung nehmen müssen zu den verschiedenen politischen Linien, die sich bisher doch nicht nur aus Männerstarrsinn, sondern mindestens auch aus sachlichen Differenzen geschieden haben.

(Schluß folgt.)

Segen aus der Krise.

Aus Schweizer Arbeitslagern.

M. S. G. Man ist versucht, vom Segen, der aus der heutigen Krisenzeit kommen kann, zu reden, wenn man die 25 gebräunten, kerngesunden und kräftig gewordenen Gestalten sieht, die eine Stunde unterhalb des Schnebelhorns freiwilligen Arbeitsdienst tun. Es sind Kaufleute. Ausgelernt, in der Welt draußen gewesen, arbeitsfreudig konnte sie das Wirtschaftsleben in seinem jetzigen Krankheitszustand doch nicht brauchen. So verstellen sie der Mentalität und all den Gefahren der Arbeitslosigkeit, bis sie ausgerufen zum Arbeitsdienst, den das Jugendamt des Kantons Zürich für sie einrichtete, hieher kamen.

Vor 20 Jahren sind in der Strahlegg große Waldpflanzungen vorgenommen worden. Seither ließ man sie wachsen, wie sie wollten. Jetzt sind sie wie ein Urwald so dicht. Da gibt's für die arbeitslosen Kaufleute zu tun. Mit Säge und Axt arbeiten sie auf 1000 Meter Höhe im Waldschatten des „Urwaldes", genießen die Höhenluge und den Waldesduft, betätigen einmal ihren ganzen Körper und weiten ihre Brust, schinden zwar dann und wann ihre ungewohnten Hände, aber doch nur so, um einen Begriff zu bekommen von andersgearteter Arbeit, die oft von oben herab angeschaut wird. Und dabei geben sie dem Kanton, der für sie sorgt, an nützlicher Arbeit das zurück, was er ihnen gibt.

Ein Haus stand leer. Jetzt ist es Kolonieheim. Holz innen, Holz außen, Bretterböden, Laubsack, ohne laufendes warmes Wasser. Aber gesund und lustig. Wie das eine neue Einstellung zum Leben gibt! Eine natürlichere. Und auch eine ungezwungenere und fröhlichere. Da hat Kameradschaft Platz, Sing-sang, ernste Gedanken ohne Mutlosigkeit, eine neue Mentalität. Wie eine köstliche zweite Heimat wird jenes stille Haus den Kolonisten in Erinnerung bleiben.

Und wenige Stunden weiter eine zweite Kolonie, wiederum für etwa 25 Leute. Hier sind es Handlanger und Fabrikarbeiter. Sie roden eine Alp, die überwuchert ist von Erlen, Disteln, Beeren und Stauden. Sie ebnen aus, was Wasserbäche aus-

Das Haus zum Heimweh. 4

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Otto Gerteis setzt sich nun auf das Rasenbördchen und bittet sie, das gleiche zu tun. „Komm, wir wollen uns den Herbst ein wenig ansehen! Und das Nest Buchhalden. Man geht halt doch gern wieder da heraus, wenn man eine Zeitlang fort gewesen ist."

Diese Worte hört sie gern von ihm. Sie ziert sich nicht, sie nimmt neben ihm Platz, das Säckleinmit den Nüssen zwischen sich und ihn hinlegend. Er nimmt dieses auf und guckt neugierig hinein. „Da bist du aber recht fleißig gewesen," lobt er; es blitzt schon wieder ein Schalk aus seinen Augen.

„Willst du nicht noch einmal raten? Zeit haben wir ja dazu."

Er hält das Säcklein hoch: „Grad oder ungrad? — Die Bedingungen sind die gleichen, wie vorhin."

Sie schüttelt ablehnend den Kopf. Lachen und scherzen — ei, das wäre wohl hübsch; aber lieber erst dann, wenn man sich so recht von Herzen kennt und beieinander geborgen fühlen kann.

Er versucht, in ihren Augen zu lesen; doch sie blickt gerade aus über die Wiesen hinweg, nicht ganz froh, wie ihm scheint, aber doch mit einem sonnäglichen Schimmer auf dem klaren, ebenmäßigen Antlitz.

„Gut — wenn dir das Raten zu viel Mühe macht, so kann ich ja diesmal einsteigen," schlägt er nach einer Weile vor. „Im Nußeffekt kommt es auf dasselbe heraus. — Ungrad wird diesmal das Richtige sein, weil ich meine drei Nüsse auch noch hineingetan habe."

Regine bleibt trotz ihrer innigen Verliebtheit ein wenig enttäuscht von ihm. Oder liegt der Fehler etwa an mir? sucht sie ihn heimlich in Schutz zu nehmen. Hätte ich viel, viel fester auf ihn bauen dürfen? . . .

Er hat nun die Nüsse auf den Rasen hin ausgeleert und in zwei gleichgroße Häufleln geschieden. „Zählen wir! Ich bin sehr gespannt. Also auf ungrad hab ich geraten."

Sie fangen an, gewissenhaft abzuzählen, jedes seinen Teil. Regine kann sich selber dabei beobachten; sie kommt sich fremd und kindisch vor. Die Nüsse blicken sie an und können reden: „Ihr geht so wunderlich miteinander um, ihr zwei. Wenn ihr einig seid, so brauchte es ja keine solchen ungeeigneten Künste mehr. Wenn ihr einig seid, so ist die ganze Welt eine Haselnuß für euch. Aber es hat fast den Anschein, ihr könntet sie nicht einmal aufbeißen." — Und dabei ist Regine immer noch so kindermäßig an den schönen Sonntag verloren und von dem merkwürdigen, o doch sehr lieben Erlebnis im Innersten überrascht und erfüllt, daß ihr die Haselnüsse wie Glückkugeln durch die Finger rollen.

Sie bringt es auf 83, behält aber die Zahl für sich. „81," stellt Otto Gerteis seinerseits fest.

Es ist nicht aus der Welt zu schaffen: 164 ist eine gerade Zahl. Er hat falsch geraten.

„Einhundertvier andschzig!" Das Wort kommt sehr unternehmend von seinen Lippen. „Einhundertvier andschzig! Da müssen wir aber schon bald anfangen, der Tag ist bereits kürzer geworden."

Regine hat die Nüsse rasch wieder im Säckleinversorgt und ist aufgestanden. Er erbeut sich auch; er wird wieder zutunlich. Sie läßt sich das eine kleine Weile gefallen. Es ist ja so schön. Es ist ja fast nicht zu glauben, daß Otto Gerteis nun neben ihr steht und sie herzt und küßt. Wenn er nur einmal ein klares, so recht in diesen guten Tag hineinpassendes Wort zu ihr sagen wollte!

Sie macht sich gelassen frei. „Es paßt mir nicht ganz, so zu tun . . ." Ja, das sagt sie zu ihm; sie sagt es fast vorwurfsvoll.

Er tut aufrichtig erstaunt. „164 Nüsse sind es gewesen!" Aber sie geht nicht auf seinen Ton ein.

„Das sind nur so Scherzsachen."

Er wird nun auch nachdenklich. „Aus Scherz ist schon manchmal Ernst geworden . . ."

Sie steht etwas seitab, die Augen an den kurzen, knorrigen Stamm des Haselnußbaumes geheftet. Es macht ihr Mühe, das herauszubringen, was nun gesagt sein muß. Es sieht ja fast wie eine Werbung aus. „Ich meine halt, ob es Ernst oder Scherz ist, das müßten wir schon jetzt wissen. Schon heute. Oder dann wollen wir ganz ehrlich und freundlich zueinander sagen: Es ist nichts mit uns; es ist nie etwas gewesen."

Otto Gerteis tritt zögernd zu ihr hin und legt ihr den Arm um. Nur ganz sachte, er findet jetzt kaum den Mut.

„Ich bin doch kein Sommervogel, du Närrlein! Von mir ist es als eine aufrichtige Sache gemeint."

Da geschieht das von ihm nicht Erwartete, daß sich Regine warm und innig an ihn schmiegt und ihre Wange an die seinige legt. „Es könnte ja so schön werden — wenn du es so meinst mit mir, wie ich mit dir . . ."

Die letzten Worte kommen aus einem verhaltenen Weinen heraus. Er hält sie zärtlich umfangen. „Du liebe Haselnuß, du!"

Regine will nun heim. „Wir wissen ja jetzt genug voneinander. Wenn du willst, so können wir durch unser Maienholz gehen, da ist es um diese Zeit fast am schönsten."

Die beiden wandeln Arm in Arm durch den Laubwald hinab, heimzu. Es fallen schon einzelne Blättchen auf den Weg. Er nimmt sich hin und wieder Gelegenheit, ein paar Küsse zu naschen. „Die Zahl ist noch lange nicht voll," glaubt er einmal wie entschuldigend vorbringen zu müssen.

„Jetzt kommst du schon wieder scherzen," tadelt sie ihn leichthin.

„O — du bist wirklich ein recht ernsthaftes Frauenzimmer!" gibt er halb schmollend zurück. „Du wirst aber doch zufrieden sein mit mir. Mit dem Schaffen, da nehme ich es dann schon ernst, soll mir keiner kommen. Und übel wird es um uns zwei nicht bestellt sein. Denk dir, ich kann Onkel Hermanns Gut in Großstalden zu einem Bruderpreis bekommen. Das ist, mein ich, schon ein halbes Jahr dienen wert."

Sie hat den Schritt angehalten und blickt ihn aus großen Augen heftig erschrocken an.

„Was sagst du da? . . ."

Ihre starke Erregung ist ihm unverständlich. „Der Handel ist so gut wie abgeschlossen. Mein Vater wird noch diese Woche alles ins Reine bringen. Im Frühjahr können wir aufziehen."

Sie steht da wie von einem Schlage auf den Kopf getroffen.

„Wer wir?"

„Du und ich."

Sie schüttelt langsam verneinend den Kopf. „Ueber diese Sache müßten wir noch reden. Ich habe nicht im Sinn, aus dem Dorf Buchhalden wegzugehen. Ja, ich muß es dir mit schwerem Herzen bekennen: nicht einmal mit dir."

gehöhlt, damit edle Kräuter Platz finden und die Alp wieder zur Alp wird. Auch hier braune Gestalten, gesund und fröhlich. Für sie war Handarbeit zwar nichts Neues und eine Gesundheitskur nicht so nötig. Aber für sie ist echte Kameradschaft das Ungewohnte. Daß Geben, Nachgeben und Verzichten zu Gunsten des Mitkameraden eine Seligkeit in sich schließen können, daß aus schlichten Liedern eine andere Atmosphäre strömt als aus Fluchen und „Politisieren". Daß die Einheit mit der uns tragenden Natur Frieden bringt mit sich selber. Auch ihnen geht eine neue Welt auf. Durch die Krise. Zu ihrem Segen.

Wer solche Arbeitslager betrachtet, der muß wünschen, daß arbeitslose Jugendliche zu Tausenden Aufnahme finden könnten. Sollte es nicht möglich sein, daß weitere Regierungen, Körperschaften und gemeinnützige Organisationen die Fr. 4.50, die ein solcher Arbeitstag pro Kolonist kostet, aufbringen, um Wälder, Alpen und verlorene Erdstücke wieder zu gewinnen. Um Arbeitslose aus ihrer Not herauszureißen. Um ihnen den Weg zu einem neuen Erleben zu ebnen, das für ihre ganze Zukunft von größter Bedeutung sein wird. Um aus der Krisenzeit neben all ihren furchtbaren Schäden doch auch etwas Segen herauszuholen.

E. St.

Polizistinnen in aller Welt.

Das erste Land, das die Hilfe der Frau zur Bekämpfung des Verbrechens offiziell benutzte, war Amerika, wo seit 1910 immer mehr Großstädte Frauen als Polizistinnen eingestellt haben; sie tragen aber keine Uniform, sondern sind nur durch eine Medaille kenntlich und haben hauptsächlich mit weiblichen und jugendlichen Verbrechern zu tun. Seit einigen Jahren gibt es dort sogar Luftpolizistinnen, die einzigen der Welt, die an verschiedenen Stellen bei der Kontrolle des Luftverkehrs tätig sind.

Großen Anklang hat das weibliche Polizeikorps in England gefunden, und hier haben die Hüterinnen der Gerechtigkeit Uniformen erhalten. Nach den Angaben der Sachverständigen hat man mit der Frauenpolizei die besten Erfahrungen gemacht. Sie werden zwar auch hauptsächlich zur Verhaftung und Ueberwachung von Frauen und Kindern verwendet, wissen aber auch Männer durch ihre überlegene Ausbildung zu überwältigen, und es ist eine allgemeine Erfahrung, daß ungebärdige Verbrecher Frauen leichter gehorchen und sich von ihnen leichter beeinflussen lassen als von Männern. Betrunkene Frauen, die sich gegen männliche Polizisten mit Aufbietung aller Kräfte wehren, lassen sich von „Damen" willig abführen. Die englische Polizistin muß, wenn sie für den Dienst angenommen werden will, gute Gesundheit und gute Erziehung besitzen, mindestens 1,65 Meter groß sein und im Alter von 22 bis 30 Jahren stehen. Sie erhält eine eingehende Ausbildung, die sich auf eine gute Kenntnis des Gesetzes und der Verwaltung, auf besondere Erfahrungen in der Psychologie der Frauen und Kinder und vieles andere erstreckt.

Holland ist der einzige Staat mit einem besonderen weiblichen Polizeikorps, das sich nur mit der Ueberwachung und Verfolgung jugendlicher Verbrecher beschäftigt. Diese „Kinderpolizei" leistet Vortreffliches und hat die Kriminalität der Jugendlichen unter 18 Jahren schon stark herabgedrückt. In Polen besteht ebenfalls eine weibliche Polizei, die sehr straff organisiert ist. In Rußland, wo die Frauen in alle Berufe eingedrungen sind, werden die weiblichen Schutzleute den männlichen gleichgestellt. In den romanischen Ländern hat die Bewegung weniger Fortschritte gemacht. Während der Weltausstellung von Barcelona gab es dort ein weibliches Polizeikorps, das in einer phantastischen Uniform auftrat und mehr als Sehenswürdigkeit betrachtet wurde. Aber die neue spanische Regierung, in der eine Frau das Gefangenenwesen unter sich hat, will auch die weibliche Polizei ausgestalten. In Frankreich sind Vorbereitungen für den gleichen Zweck im Gange und ein großer Andrang von Bewerberinnen für diese Posten bei der Pariser Polizei wurde gemeldet, aber die einzige Polizistin, die bisher in Frankreich Dienst getan hat, war eine Strandwächterin in dem Badeort Le Touquet; da sie mehrere Sprachen beherrscht, ist sie stets von Fremden umdrängt.

Die weiblichen Schutzleute der Stadt Mexiko tragen eine malerische Uniform und sind auf ihre blauen Röcke und ihre leuchtenden Messingknöpfe, auf ihre weißen, ausgeschnittenen Blusen und ihre zierlichen Käppchen sehr stolz. Um aber ein unerwünschtes Interesse der Männerwelt zu vermeiden, werden Häßliche bevorzugt, und der Gebrauch von Puder und Schminke ist streng verboten. In Japan regeln Polizistinnen den Verkehr, in Australien wirken sie in allen Städten, und selbst in Indien sind sie schon eingeführt. In China scheint man eine praktische Vorübung für günstig zu halten, denn eine Bestimmung lautet, daß ein weiblicher Polizist nicht mehr als ein Jahr Gefängnis gehabt haben darf.

Diesem übersichtlichen Bericht, den wir den „Basler Nachrichten" entnehmen, ist beizufügen, daß auch in Rumänien die ersten weiblichen Polizeiagenten soeben ernannt wurden, nämlich für Bukarest Frau Natalie Oprescu, Diplomierte der Staatswissenschaften und Frl. Daniela Antonescu, diplomierte Soziologin. Es ist dies auf Ansuchen von Frau Romniceanus, der Delegierten Rumäniens beim Völkerbund im Ausschuß für Frauen- und Kinderschutz geschehen. Diese Ernennungen dürften für den Kampf gegen den Mädchenhandel von großer Wichtigkeit sein.

Aus London ist ebenfalls Neues zu vernehmen. Dort sind drei aus den Reihen der weiblichen Polizeibeamten in London ausgewählte dreißigjährige Frauen nach einer langen Ausbildungszeit zu Detektivinnen mit voller Beamteneigenschaft und Pensionsberechtigung ernannt worden. Weitere 30 Detektivinnen sollen demnächst ausgebildet werden. Diese Neuerung ist auf Veranlassung des Polizeipräsidenten Lord Trenchard im Rahmen der Reorganisation der Londoner Polizei eingeführt worden. —

Wir erinnern daran, daß in der Schweiz Polizeiassistentinnen in Bern, Basel, Lausanne und Genf tätig sind, jedoch steht unseres Wissens nur die in Bern Tätige in gleichem Rang als Polizeibeamte wie ihre männlichen Kollegen. —

Im Spiegel des Alltags.

An dieser Stelle wollen wir ab und zu von Frauen erzählen lassen, wie ihr Arbeitstag verläuft. Ob uns die Ademikerin oder die Fabrikarbeiterin, die Hausfrau oder die Angestellte berichtet, immer wird das Leben selber zu uns sprechen. Wir gewinnen so mannigfaltige Eindrücke aus dem Leben und Arbeiten der Schweizerfrau.*

Eine Journalistin erzählt von ihren Freuden und Leiden:

Ein Beruf, für den in erster Linie natürliche Begabung nötig ist: die Fähigkeit, sich schriftlich gut und klar auszudrücken und auch — bei Bücher-, Vorrags- und Theaterreferaten — die Gedanken anderer klar zu erfassen und auch in größter Verkürzung noch klar wiederzugeben. Nicht nötig ist schöpferisch-künstlerische Begabung, wohl aber ein scharfes, geschmeidiger Verstand, der sich auch auf fremdem Boden schnell und leicht zurechtfindet, denn kein Journalist kann auf jedem Gebiet Fachmann sein!

Das führt nun zur Frage der Vorbildung. Ich selber kann da für andere keine Wege zeigen: ich bin Autodidaktin, die sich auf der Grundlage der Volksschulbildung und eines geistig anregenden Milieus ihr ziemlich fragmentarisches Wissen selber zusammengesucht hat. Im Ganzen halte ich diesen Weg nicht für ungünstig. Kenntnisse sind natürlich gut und nötig auch für die Journalistin, aber am nötigsten ist eine frische, dankbare Aufnahmefähigkeit, ein immer nacher Hunger und Durst nach Belehrung, denn ohne ihn muß der Zwang zum ständigen Aufnehmen und Wiedergeben zur Qual werden.

Und nun der Beruf selber! Alles, was sich darüber sagen läßt, bewegt sich in Widersprüchen. Er ist einträglich — und ist es doch wieder so wenig, daß ich nur sehr begabten, aktiven und geschäftstüchtigen Frauen raten möchte, ihn zu wählen, wenn sie nicht in der glücklichen Lage sind, ihre Berufseinnahmen durch andere Einkünfte zu ergänzen. (Wohlverstanden: ich rede hier nicht von Redaktorinnen, sondern von freien Journalistinnen!) Einträglich ist der Beruf, wenn man die Einzelleistung betrachtet, die gut bezahlt wird, uneinträglich, weil der freie Journalist nicht immer Arbeit hat und auch unter günstigen Verhältnissen selten auf das Einkommen eines Beamten kommt.

Zum zweiten: Journalist sein ist leicht — für den, dem es überhaupt möglich ist — und ist doch wieder nicht ohne Tücken. Der Beruf läßt viel freie Zeit — aber er verlangt bei besonderen Gelegenheiten (Tagungen) eine ganz beträchtliche Anspannung und immer absolute Zuverlässigkeit, ein Ausschalten des Ich mit seinen Anliegen und Hemmungen, sobald der Dienst ruft.

Und dann: der Beruf lockt und zwingt zur Weiterbildung, regt das geistige Leben an — und trägt doch in sich die Gefahr der Verflachung, eines oberflächlichen Wissensdünkels. Der Journalist muß sich auf seinen Verstand verlassen und verlassen können — und da liegt die Gefahr nahe, daß er sich zu viel darauf verläßt, die engen Grenzen seiner Kräfte übersieht, glaubt, er beherrsche eine Sache, weil er ein gutes Vortragsreferat darüber geschrieben. Wir Frauen sind hier gefährdeter als die Männer und doch weniger gefährdet: wenn wir einesteils durch geringern Sinn für Gründlichkeit und mehr Einfühlung leichter Abkürzungswege im Denken gehen, so sind wir anderseits auch leichter bereit, das Fragmentarische unserer Erkenntnis einzusehen und zuzugeben.

Und endlich: der Beruf einer Journalisten bedeutet: Anteil haben an der großen Macht — und doch auch wieder an allen Bindungen und Hemmungen des Journalismus! Die Macht ist klar: sie erfreut namentlich die Jugend — und wird der Alternden fast beängstigend, da sie eine schwere Verantwortung bedeutet. Alles, was man in der Zeitung sagt, wirkt ja nicht als die Privatmeinung eines — oft gar nicht kompetenten — Einzelnen, sondern als „öffentliche Meinung". Kein Wunder, wenn der gewissenhaften Zeitungsschreiberin da oft „vor ihrer Gottähnlichkeit bange" wird!

Allerdings fehlen auch die Mahnungen an die große Relativität dieser Macht nicht: die Bindungen im Journalismus. Da ist das Recht des Redaktors, die Werke der Mitarbeiter zusammenzustreichen, bis oft nur das Knochengerüst übrig bleibt — für den künstlerisch veranlagten Journalisten direkt ein Martyrium und doch nicht zu ändern, denn der Raummangel zwingt oft dazu! Auch die Parteibindung der bedeutenden Blätter läßt den freien Journalisten oft nicht ungehemmt zu Worte kommen und ein bedeutendes à propos sind die geschäftlichen Rücksichten auf Inserate. Es ist leicht, hier naserümpfend zu verurteilen und von „Prostitution" zu reden: auch Blätter müssen leben und darum unter Umständen Kompromisse eingehen. Jedenfalls glaube ich es vor meinem Gewissen verantworten zu können, daß ich als bescheidene Kraft in den Dienst der Großmacht Presse getreten bin.

E. Amstein.

Wie der Süßmost in ein Waadtländer Dorf kam.

Sie war eines der zahlreichen Mädchen aus der deutschen Schweiz, die alljährlich auf das Schulende hin ins Welschland ziehen.

Luise hieß sie und entstammte einer achtbaren Familie. Sie kam zu einem Waadtländer Bauern, um dort ein Jahr lang mitzuhelfen und ihr Französisch zu verbessern. Der erste Eindruck war ein guter. Luise gefiel durch ihr gesundes, frisches Aussehen und ihr ungeziertes Wesen. Jedermann auf dem Hofe freute sich, daß die Hausfrau eine solch nette und auch anstellige Stütze bekommen hatte.

Beim ersten Mittagessen — am Tag nach ihrer Ankunft — griff der Hausvater, nach einer kräftigen Kartoffelsuppe, zur Flasche mit dem bekannten leichten Landwein, der auf dem Tische stand und fing an, der Reihe nach die Gläser zu füllen. Als die Reihe an Luise kam, frug sie ohne Zögern, in ihrer muntern Art: „Was ist das?" — „Wein, natürlich". — „Dann danke ich, ich trinke keinen; ich bin im Blauen Kreuz und mein Vater ist Präsident des Vereins in unserem Städtchen." Ruhig und selbstverständlich gab das Mädchen diese Erklärung ab, so gut sie es auf französisch vermochte, denn nach drei Jahren Französischunterricht in der Schule war sie der Sprache begreiflicherweise noch nicht vollkommen mächtig. Das war aber auch die einzige Hemmung, die sie empfunden hatte. Der Hausvater, ein verständiger Mann, drängte nicht weiter; er frug nur so beiläufig: „Aber was trinkt ihr denn zu Hause?" — „Wasser und im Sommer Süßmost". Der Bauer ließ für Luise Wasser kommen und man sprach nicht weiter davon.

Der Heuet stellte sich ein. An den hellen Junimorgen zog alles in der Frühe auf die Wiesen und kam abends recht müde zurück. Jedermann hatte das Bedürfnis, reichlich zu trinken. Luise beteiligte sich wacker an der gemeinsamen Arbeit; sie war fleißig und liebte die Arbeit.

Als der Hausvater sie einmal so tüchtig werken sah, meinte er nachdenklich: „Sie sollte schon etwas besseres zu trinken haben als nur Wasser. Ich will doch versuchen, Süßmost zu bekommen."

Einige Tage später langte eine große Korbflasche auf dem Bauernhofe an. Unten war ein kleiner Gummischlauch mit Klemmhahn hinter einem Türchen aus Stroh versteckt. Es war eine Toblerflasche mit Süßmost: der Bauer hatte sie von der Niederlage einer Süßmost-Genossenschaft des nahen Städtchens kommen lassen. Der Süßmost war für Luise bestimmt, aber jeder wollte wenigstens auch probieren. In zehn Tagen war die große Flasche leer. Den Frauen, Kindern und selbst dem Bauer und den Knechten hatte das Getränk vorzüglich gemundet. Sie hatten den Eindruck gehabt, sich weniger rasch ermüdet zu haben als sonst und waren bei guter Laune geblieben. So kam es, daß eine zweite Korbflasche ihren Einzug hielt. Im Herbst ließ der Hausvater durch die Vermittlung eines Bundes abstinenter Frauen in der Nachbargemeinde einen fahrbaren Apparat kommen, der im Dorfe natürlich die allergrößte Neugierde weckte.

So wurde zum erstenmal in der Gemeinde Süßmost aus eigenen Obstbäumen hergestellt und das Beispiel des Bauern fand noch im gleichen Herbste Nachahmung.

M. B.

Kleine Rundschau.

Gegenseitige Hilfe.

Die Sekretärinnen der internationalen Einrichtungen und Verbände in Genf, die durch notwendige Sparmaßnahmen arbeitslos geworden sind, haben — wie die „Frau" meldet — nach vielfachen erfolglosen Versuchen, als Einzelpersonen Arbeit zu bekommen, eine eigene Form der Selbsthilfe gefunden. Sie haben sich zusammengetan zu einem Sekretariatsdienste, in dem die verschiedenen Kräfte für die kleine Gemeinschaft arbeiten und durch sie Arbeit bekommen. Und diese tapfere kleine Genossenschaft hat wirklich Erfolg.

Vom Wirken unserer Vereine.

Vom Verband Frauenhilfe.

Alle zwei Jahre versammeln sich diejenigen Frauen aus der deutschen Schweiz, die im Verband Frauenhilfe organisiert sind, zu einer Tagung, um ihre Arbeit zu besprechen und über ihre Tätigkeit zu berichten. Dieses Jahr war es die gastfreundliche Stadt Aarau, wo die Delegierten von Ost und West sich zusammenfanden, die Stadt, in der eines der vom Verband gegründeten Werke steht, der Obstgarten, ein Heim für gefährdete und geschädigte Mädchen.

Wir hatten nachmittags Gelegenheit, das Heim zu besichtigen, und konnten über die tadellose Ordnung, die freundlichen Zimmer, die schöne Küche, in der die vor der Konfirmation stehenden Mädchen noch einen Haushaltungskurs durchmachen, bewundern. Einige von uns besichtigten noch die Krippe, die der Sektion Aarau gehört, andere das der Kirche gehörende Zufluchtshaus für Frauen, bei dessen Errichtung der Aarauer Verein jedoch mitgeholfen hatte. Doch der Vormittag war den geschäftlichen Traktanden gewidmet, zu deren Erledigung wir uns im schönen Kirchgemeindehaus zusammenfanden. Manche Frau, die gerne an die Tagung gekommen wäre, ließ sich vielleicht durch das Wort „Delegiertenversammlung", zu der man die Generalversammlung umgetauft hat, abschrecken, andere mögen nicht gekommen sein, weil ihnen kein Vortrag geboten wurde. Es wurde jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß jedes Mitglied willkommen sei, auch wenn es nicht offiziell delegiert werde; soll der Versammlung noch ein Vortrag geboten werden, so müßte man eben zwei Tage zusammenkommen, was für viele zu kostspielig und zeitraubend sei. Die Sektionen wurden aufgefordert, darüber zu beraten und eventuelle Wünsche dem Vorstand einzureichen.

Die Gesetzesstudienkommission, in die neu eine Juristin gewählt wurde, berichtete vom Werdegang des Art. 107 des Schweiz. Strafgesetzentwurfes (Abtreibung) und von eingereichten Frauenwünschen. Bekanntlich sind die Verhandlungen darüber noch nicht abgeschlossen.

Die Leiterin der Frauenkolonie Ottenbach, die der Verband Frauenhilfe gegründet hat, erzählte von der schweren und oft undankbaren Aufgabe, Frauen, die wegen liederlichen Lebenswandels, wegen versäumter Mutterpflichten oder aus andern Gründen dort eingeliefert wurden, zum Guten anzuhalten; wir bekommen den Eindruck, daß eine solche Arbeit nur aus tiefer Gottverbundenheit heraus geschehen kann. Die Frauenkolonie Ottenbach sucht sich bis zu einem gewissen Grade selbst zu erhalten durch einen Wäschereibetrieb, eine Näh- und Flickstube und durch Gartenbau; leider ist aber nur der erste Zweig einträglich, und es wäre gut, wenn auch die andern durch Arbeitszuweisung und Ankauf mehr unterstützt würden.

Genau ein Dutzend Sektionen berichten über ihre Tätigkeit; diese Fünfminutenberichte, die allerdings oft etwas länger dauern, müßten notgedrungen eintönig wirken, wenn nicht jede Sektion sich in ihren Mitteilungen auf einen besonderen Arbeitszweig beschränkte. So jedoch bekommen wir einen reichhaltigen und trotz der gewollten Beschränkung umfassenden Einblick in die mannigfaltigen Arbeitsgebiete des Verbandes Frauenhilfe.

(Siehe Seite 4.)

Er kommt aus dem Erstaunen nicht heraus. „Was plagen dich denn für Grillen? Jetzt hab ich wahrhaftig schier vor dir niederknien müssen — und nachher, da kommst du mir nun so!"

Sein unfreundlicher Vorwurf vermag keinen Eindruck auf sie zu machen. „Ich muß es dir noch einmal und mit aller Liebe, mit aller Freundschaft sagen: Es ist nicht zu machen, daß ich einen andern Weg gehe. Ich bin fest an dieses Dorf und an das Haus zum Heimweh gebunden."

Otto Gerteis starrt sie mit offenem Munde fast wie eine verwunschene Erscheinung an. „Nun ist aber das Spaßen an dir, meine ich! — Komm jetzt, komm! Laß mich mit deiner Mutter reden. Sie ist eine verständige Frau."

Regine steht steif zusammengerafft vor ihm da, ganz Festigkeit, ganz ablehnende Scheinruhe. „Ich will nicht, daß du meine Mutter beschwatzest. Und wenn du das am Ende noch zustand brächtest: es kommt auf mich an. Ich hange nicht bloß am Haus, ich hange an der Luft, an den Aeckern, an den Wiesenpfaden zur Glockenblumenzeit. Nicht von weitem kann ich am etwas anderes denken. Es käme auch kein Glück daher heraus. Wir sind nun einmal so geboren. Wir können nichts dafür."

Er schüttelt nur immer ohne jedes Verständnis den Kopf. „Da könnte einer ja verrückt werden. — Denk dir, als ich heute an eurem Heimwesesein vorbeiging, da ist es mir wahrhaftig vorgekommen, als müßte die Weinrebe das Haus halten."

„Red nicht solche Sachen daher!" verweist sie ihn sehr ernsthaft. „Du tust mir weh."

„Und du tust mir leid!" Er wendet sich unwillig ab. „Aberglauben und schwärmerisches Gefasel, die beiden ziehen bei mir nicht. Es ist wahr, grad deine Sonderlichkeit hat mich zu dir hingezogen. Aber zuviel ist zuviel. Eines geb ich dir jetzt da in eurem Holz wie schriftlich in die Hand hinein: Das geschieht eine halbe Stunde nach dem Jüngsten Tag, daß ich dir in deine Heimwehtrucke hinein nachhupfen werde. Vielleicht sagt heut eine andere ja zu mir. Wenn dir etwas daran gelegen wäre, könntest du nicht so zu mir sein."

Damit wendet er sich waldauf. Regine sieht ihm trockenen Auges nach, bis ihn die nächste Wegbiegung ihren Blicken entzieht.

„Es hat wohl so gehen müssen," sagt sie leise zu sich selber. „Man sollte sich halt den Lebensweg doch nicht vorher mit Pfählen einhagen."

Daheim angekommen, schaut sie sich das Haus und die reich mit Trauben behangene Rebe mit prüfenden Augen an. Es kommt ihr alles ein bißchen verschupft vor: die alte Scheune mit dem Katzenloch im Tennstor will sich fast vor ihr entschuldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Brief an Dorett Hanhart

bei Anlaß ihres neu erschienenen Romans „Die gläserne Wand".*

Zürich, im Oktober 1933.

Liebe und verehrte Frau Dorett Hanhart,

Als ich vor einigen Tagen Ihr neu erschienenes Buch aufblätterte, hatte ich eine seltsame Empfindung: mir war, als hielte ich jetzt jene duftende, wohl ausgereifte Frucht in Händen, die ich in ihrer lichten Blüte schon vorausgeahnt, an deren Wachstum ich einen ganzen Sommer lang in Sonnen- und Regenzeiten freundschaftlichen Anteil nehmen durfte. Denn ich wußte um das Entstehen Ihres Werkes schon bald nachdem es seine ersten zarten Keime trieb: Sie sind großzügig und freigebig zu Ihren Freunden, gönnen ihnen bald im größern, bald im engern Kreise Einblick und Ausschau auf das sich Ihnen Gestaltende. Die Seiten Ihres Buches, die ich in Ihrer fast zierlichen und so überaus fraulichen Handschrift schon gelesen, begriffe ich jetzt mit dem dankbaren Gefühl des Wiederfindens und Wiedererkennens. Andere, längere Teile höre ich im Geiste noch einmal von Ihrer leisen aber eindrücklichen Stimme gesprochen, die Ihrem Werke eine so bestrickende Interpretin ist. Ich bin froh im Gedanken, daß Sie durch Ihre Vorlesung im großen Auditorium unserer Hochschule, die Sie vor einigen Monaten gehalten, einem weitern Kreise aufnahmefreudiger Menschen diesen besten Zugang zu Ihrem künstlerischen Schaffen gegeben haben.

Mir selbst allerdings, liebe Frau Dorett Hanhart, haben Sie die Aufgabe, eine möglichst objektive Würdigung Ihres neuen Buches zu schreiben durch Ihre spendende Güte nicht leichter gemacht. Verzeihen Sie den freundschaftlichen Vorwurf, der nur eine schlecht bemäntelte Entschuldigung für eine stark empfundene Unzulänglichkeit ist. Es ist mir schwer, Ihr Werk, dem ich durch so viel gute, beglückende Erinnerung verbunden bin, so wie irgend ein anderes, fremdes, mir plötzlich und unerwartet auf den Schreibtisch gelegtes anzusehen. Ist es da nicht am ehrlichsten und darum am besten, wenn ich gleich zu Anfang meine Liebe, meine vorgefaßte Vorliebe für Ihre neue Erzählung bekenne?

Unter dem Zwange des Berufsgewissens habe ich mir jetzt Ihren Erstling, Ihren so schön geglückten und mit so viel Zustimmung aufgenommenen Roman „Das späte Schiff" vom Bücherbrett geholt, suche von Werk zu Werk blätternd, von Gestalt zu Gestalt schauend, das Wesen und die Besonderheit Ihres jüngsten Buches zu erfahren. Ich erkenne da und dort Verwandtes, — ist nicht Ihr „Win" seiner Herkunft wie seinem seelischen Aufbau nach ein Bruder Wielands, umspielt nicht die blonde Sibyl eine selbe zauberhafte Anmut der Bewegung und der Beweglichkeit wie die dunkle Ann des „Späten Schiffes"?

Ihre neue Erzählung stellt wie die frühere nur wenige Menschen in den Umkreis des Geschehens. Zwei junge Freunde Win und Robert, und das von beiden geliebte Mädchen Sibyl verstricken Sie nach Ihrer eigenen Aussage in die „alte, uralte Geschichte" der Liebe, diese „einfache, friedsame Geschichte. Wenn der Zwiespalt nicht der dunkle Schatten jedes Geschehens wäre." Mit diesem einfachen Worte legen Sie Ursprünge bloß, und lassen zugleich Zukünftiges ahnen. Denn weisen Sie damit nicht noch einmal hin auf die Jugendgeschichte Ihres Lieblings Win, den Sie uns im jugendlichen, aber doch so ganz und gar ernst zu nehmenden Rebellentrotz gegen unverständige, unversehende Erzieher zeigen? (Diese Kindersenen Ihres Buches werden sicherlich mir und vielen andern als bleibende Bilder in den Erinnerungsbesitz eingehen.) Und wirft in diesem einen Worte von der Zwiespältigkeit allen Geschehens nicht Sibyls tragischer Tod schon seinen Schatten voraus?

Sie stellen dieses zarte Mädchen Billi zwischen die zwei jungen Menschen Robert und Win, die Sie zu einer beglückenden Freundschaft sich haben finden lassen. Wie schön ist es Ihnen gelungen, deren beide Charaktere in der Entwicklung dieses Freundschafts-

---

* Wer erzählt uns weiter aus seinem Tagewerk? Geeignetes wird hier veröffentlicht (Umfang 2 bis 3 Quartseiten Maschinenschrift). Red.

* Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Verkaufsmagazine in: 209-41

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Der Boykott -

Die Waffen im wirtschaftlichen Krieg haben sich ganz wie die im wirklichen Krieg durch die lange Erfahrung geschärft und vervielfältigt.

Das Wort „Boykott" kommt fast täglich irgendwo und in irgend einem Zusammenhang in der Tagespresse vor. Genau wie aus der Weltgeschichte nachweisbar ist, daß der Sieger nie etwas gelernt hat und dieselben Gewaltmaßnahmen anwendet, unter denen er vorher Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang gelitten hat, so ist es auch im Wirtschaftskampf. Die Konsumgenossenschaften und der Konsumverband, die Spezereihändler-Einkaufsvereinigung, die landwirtschaftlichen Verbände litten einst schwer unter dem Boykott der Grossisten und der Agenten-Verbände der Eisenwaren- und Kohlenhändler etc. Sie kämpften mit Entrüstung gegen diese Vergewaltigungen und setzten sich mit heiligem Eifer für die Freiheit im Handel ein. Es gelang ihnen auch, durch ihre wachsende wirtschaftliche Macht den Boykott zu überwinden. Man kann den Boykott als solchen nicht unbedingt verdammen, dient er doch häufig den wirtschaftlich Schwächeren — ähnlich wie der Streik —, um ihre Rechte zu verteidigen. Auch der Gesetzgeber und Richter verwirft den Boykott als wirtschaftliche Waffe nicht unbedingt, sondern nur dort, wo er die Existenz der Bekämpften ernstlich bedroht oder vernichtet. Praktisch kommt diese Praxis allerdings darauf heraus, daß, bevor die 1—2 Jahre um sind, die ein solcher komplizierter Prozeß braucht, um in letzter Instanz erledigt zu werden, der Kläger entweder bereits „umgekommen" und daher außerstand ist, den Prozeß zu Ende zu führen, oder aber er ist stark geworden, und dann ist damit meist der Beweis erbracht, daß der Boykott nicht „existenzgefährdend" war. Boykott aber, von **Starken** ausgeübt, ist ein Armutszeugnis, ein Beweis, daß der eigene Witz nicht ausreicht, den Konkurrenzkampf zu bestehen. Das wissen auch die, die ihn ausüben, selbst, weshalb er meist „still" gestaltet wird ohne ausdrücklichen Beschluß: Z. B. der Konsumverband erklärt prinzipiell keinen Boykott, macht aber in seiner „Presse" seine Mitglieder darauf aufmerksam, daß die und die Firma z. B. Migros-Lieferant sei. „Die Mitglieder werden dann schon wissen, was sie zu tun haben." In jüngster Zeit hat das böse Gewissen sogar einen ganz netten Ausweg gefunden, auch den „stillen Boykott" in Abrede zu stellen, indem man dem „Stillboykottierten" ostentativ noch für einige Franken im Jahre abkauft, sozusagen, um ihn zu fuxen, um vor dem Richter unbeschwert beteuern zu können: „Stiller Boykott? Keine Spur!" Die hohe Politik, die große Wirtschaft, sind manchmal — allzu manchmal voller jungenhafter Details!

Die Migros hat den gegen sie ausgeübten Boykott schon lange verschmerzt und in den Zwangslagen, in die sie manchmal durch plötzliches Versagen eines Lieferanten versetzt wurde, noch manches Nützliche gelernt und manche Geschicklichkeit erworben.

Was uns veranlaßt hat, ausführlich über Boykott zu schreiben, ist der Umstand, daß

Boykotthandlungen heute die Wirtschaft schwer schädigen

und in der Krise, wo Umstellung schwer ist, häufig tiefes Einzelunglück heraufbeschwören.

War es gut, daß die Migros von Anfang an im Bezug von schweizerischen Teigwaren boykottiert war und deshalb die Neapolitaner Ware einführen mußte? Nachdem die Qualität der italienischen Teigwaren eingeführt war, konnten wir die Schweizer-Teigwaren lange empfehlen, als wir sie endlich bekommen konnten. Der Großteil der Kunden verlangt heute noch die „italienische Ware"!

Weshalb müssen wir ausländischen Würfelzucker verkaufen?

Weil die schweizerischen Würfelzuckerfabriken uns nicht liefern dürfen! Die Intervention des eidgen. Volkswirtschaftsdepartementes hat nichts gefruchtet. Die Herren Spezierergeneräle wollen Kampf! Die Tatsache, daß die **Migros allein** den Total-Import der Schweiz, wie er in der Zollstatistik ausgewiesen ist, einführt, zeigt, daß es kein gutes Geschäft ist, Würfelzucker bei dem hohen Zoll einzuführen: Das ist der Zweck der Uebung, die Migros zu schädigen! Aber auch hier weit gefehlt. Dadurch, daß die Migros gezwungen ist, auf dem Weltmarkt zu kaufen, hat sie auch die Auswahl des Weltmarktes und kann sozusagen den **besten Würfelzucker der Welt** auslesen, den Kölner Würfelzucker, der dem teuren Frankenthaler an Qualität nicht nachsteht.

Sogar Schokolade mußten wir bis vor fast drei Jahren aus Deutschland einführen, weil wir boykottiert waren. Heute machen wir sie im Zürcher Oberland.

Wäre es nicht besser, es fänden etwa 50 Mann mehr ihr Brot bei der Fabrikation von Würfelzucker und anderen Produkten in der Schweiz, als daß wir die Ware einführen müssen?

Wenn es angeht, die Bundesverfassung auf Wunsch teilweise außer Kraft zu setzen, so sollte es auch möglich sein, dort in die Wirtschaft einzugreifen, wo starke Schädigungen durch Willkür der Verbände entstehen. Wenn der Kleinhandel geschützt werden will, so soll auch dem Klein- und Mittelbetrieb Gewähr geboten sein, daß er nicht durch Willkür einiger Verbandsbonzen oder der Krämer selbst um seine Existenz gebracht werden kann.

Daß diese Sache auch eine menschliche Seite hat, erhellt aus folgendem Beispiel:

In Zürich bestand seit Jahren eine Teigwarenfabrik „Züri" A.-G. Ihr Umsatz mit den Spezereihändlern war ungenügend. So kam ihr Leiter im Jahr 1926 zur Migros und bat, wir möchten ihm Aufträge geben, damit er ohne Verlust arbeiten könne und seine Leute nicht entlassen müsse. Wir entsprachen diesem Wunsche und alles ging eine Zeitlang ruhig. Da, ca. im Jahre 1927, kam der Geschäftsleiter, Herrr F., zu uns und erklärte, er werde von seinen übrigen Abnehmern, resp. deren Verbänden gezwungen, uns auch zu boykottieren. Obwohl wir plötzlich in eine höchst unangenehme Lage gerieten, mußten wir uns darein schicken. Vor etwa 3 Jahren kam der damals etwa 60jährige Herr F. wieder zu uns: Die andern hätten ihm doch nichts mehr abgekauft, er habe liquidieren und alle Angestellten und Arbeiter entlassen müssen (etwa 40 an der Zahl) und sei nun selbst in hohem Alter mittel- und stellenlos. Den plötzlichen Boykott der „Züri"-Teigwarenfabrik gegen uns vergessend, stellten wir damals den Herrn F. ein und er ist heute noch bei uns. Vor etwa 3 Wochen (eben als die UNION Olten uns Moritaten vorwarf) machte der Sohn des ehemaligen Geschäftsinhabers einen Selbstmordversuch, traf sich aber glücklicherweise nicht tödlich, lag bis vor 8 Tagen im Kantonsspital. Er war durch die jahrelange Arbeitslosigkeit verzweifelt gewesen, hatte er doch keine Stelle mehr bekommen, seitdem die Teigwarenfabrik „Züri" liquidiert wurde. Wir werden nun für den Sohn auch noch eine Beschäftigung bei uns finden müssen. Das sind keine Herr X und Frau Y, die vollen Adressen der ca. 42 betroffenen Personen stehen dem Spezereihändlerverband zur Verfügung.

Die Spezereihändler werden sehr leicht sentimental. Wäre es nicht besser, sie würden solche Sachen nicht auf die Spitze treiben? Hinter dem Geschäft steht halt doch der Mensch, und da sollten menschliche und nicht nur geschäftliche Erwägungen Raum haben.

Vor etwa 3 Monaten wandten wir uns an die Spezierer-Einkaufsgesellschaft in Olten mit der Bitte, sie möchte einen mittleren Seifenfabrikanten in W. (die volle Adresse ist dem Spezererverband bekannt) nicht boykottieren, nur weil er uns etwas Seife geliefert hätte (die wir überdies zu einem höhern Preise bezahlt hätten, als unserem regelmäßigen, sozusagen ausschließlichen Lieferanten), nur damit er existieren könne, weil er aus Spezereihändlerkreisen zu wenig Aufträge erhielt. Die Antwort war kühl und kalt ablehnend. Bezeichnend ist der Satz:

„... Wir haben also weder Ihnen, noch der Firma S. gegenüber eine Verantwortung zu übernehmen, so wenig wir S. etwas zu gestatten oder zu verbieten haben ..."

Wir meinen, wir sind in Zeiten der Krise, wo es jeder schwer hat: Was soll man da noch aus lauter Gehässigkeit andere unglücklich machen? Das Leben ist so schon für jeden schwer genug. Ist es nicht von Bern aus möglich, den Betrieben, die Lieferungen im Inland nicht ausführen, die Einfuhr des Rohproduktes (Kontingent) zu verweigern und den Verbänden, die zum Boykott zwingen, ihre Kontingente zu sperren? **Im Landes-Interesse!**

Oder leben wir im Zeitalter der Verbände-Diktatur und der damit verbundenen Verantwortungslosigkeit, Herzlosigkeit und Unter-Mittelmäßigkeit?

Laßt auch die Hausierer leben!

Im Kanton Zürich ist ein neues Hausiergesetz in Vorbereitung. Kein Mensch sagt ein Wort zu Gunsten der Hausierer. Der Vernichtungswille gegen sie aber ist groß. Dabei sind alle oder neun Zehntel der Hausierer Schweizerbürger und alle müssen unbescholtene Leute sein, sonst bekommen sie das Patent nicht.

Hoffentlich werden die Behörden doch ein Herz haben für diese Aermsten in der Stufenleiter des Handels und ihnen die Existenz doch noch ermöglichen, sind es doch ca. 3500 im Kanton Zürich allein.

Auch die Hausfrauen, denen so ein Hausierer häufig sehr ungelegen kommt, werden mit uns einig sein, daß die Hausierer schließlich doch ein Recht zu leben haben wie wir alle.

Untersuchung
durch die eidgenössische Preisbildungskommission

Unser Gesuch an das eidg. Volkswirtschafts-Departement ist bewilligt worden; die Verhältnisse im Lebensmittel-Kleinhandel mit besonderer Berücksichtigung der Migros A.-G. sollen Gegenstand des nächsten Berichtes der Kommission bilden. Wir hoffen nur, daß es dieser bald möglich sein wird, die neue Aufgabe in Angriff zu nehmen, und daß der soeben auch vom Nationalrat genehmigte dringliche Bundesbeschluß für Lebensmittelgeschäfte erst in Kraft erklärt werde, nachdem der Bericht und damit Tatsachen-Material vorliegen wird.

Man wird erwarten dürfen — namentlich auch von der Presse und den Zeitungsverlegern — daß die häßlichen persönlichen Angriffe auf die Migros solange nicht mehr aufgenommen werden, bis der „Migros-Bericht" vorliegt.

Der zürcherische

Fürsorgeverein für Schwerhörige

hat vor ca. 3 Wochen den 9 größten auf dem Platze Zürich erscheinenden Zeitungen nachfolgende

Erklärung

zur Aufnahme zugestellt:

„Die **Migros A.-G.** beschäftigt schon seit längerer Zeit eine größere Anzahl schwerhörige, invalide und ältere Leute, welche schwierig anderweitig Arbeit finden würden.

Die Initiative, schwerhörige Arbeitslose bei größeren Firmen unterzubringen, ist s. Zt. vom Fürsorgeverein für Schwerhörige ergriffen worden. Die Direktion der Migros A.-G. erklärte sich auf unser Ersuchen hin bereit, in der zu gründenden Kartonnage-Abteilung einen Versuch mit schwerhörigen Arbeitskräften zu machen. Als Leiter wurde ein älterer, ebenfalls arbeitsloser Fachmann ernannt. Diese Abteilung beschäftigt heute gegen 60 Personen, davon 24 schwerhörige.

Nachdem der Migros vorgeworfen wird, die gegen unsere Schwerhörigen gezeigte, wohltätige Gesinnung entspringe einer eigennützigen propagandistischen Absicht, kommen wir gerne dem Wunsche der Migros nach, der Oeffentlichkeit auch auf diesem Wege bekanntzugeben, daß der Fürsorgeverein mit seiner Bitte an die Migros herangetreten ist, lange bevor die systematischen Angriffe erfolgten. Beschuldigungen, wie sie gegen die Migros erhoben werden, scheinen uns nicht gerechtfertigt. Wir würden es im Gegenteil begrüßen, wenn noch viele andere Firmen sich auf diese Weise gehemmten Mitmenschen annehmen wollten.

Fürsorgeverein für Schwerhörige, Zürich."

Bis heute ist diese Einsendung nur in der „Zürcher Post" und in der „Zürcher Volkszeitung" erschienen.

Die Migros selbst hat von dieser „Schwerhörigen-Aktion" bis jetzt noch nie etwas publiziert. Wenn man aber unsern Konkurrenten ohne weiteres die Spalten oder den Inseratenteil nicht selten für tatsachenwidrige Angriffe öffnet, so finden wir es doch etwas merkwürdig, daß eine Einsendung eines gemeinnützigen Vereins, die den oder jenen Leser doch interessieren dürfte, unter den Tisch gewischt wird.

Trockenfrüchte neuer Ernte (1933)

Smyrna-Feigen (600 g 50 Rp.) ½ kg 41⅔ Rp.
Haselnußkerne (520 g Fr. 1.—) ½ kg 96 Rp.
Kalif. Delikateß-Aprikosen ½ kg 80 Rp.
(625 g Fr. 1.—)

Gemüsekonserven

Erbsen

mittelfein II — große Dose 80 Rp.
mittelfein I — große Dose Fr. 1.—
fein (nur an den Wagen) — ¾ Dose Fr. 1.—
fein (nur in den Magazinen) — 1/1 Dose Fr. 1.25
mit Karotten — große Dose 90 Rp.

Bohnen

mittelfein — große Dose Fr. 1.—
fein — ¾ Dose Fr. 1.—
Weiße Bohnen, fixfertig — große Dose 50 Rp.

Sauerkraut

fixfertig — große Dose 50 Rp.
mit Würstchen oder mit Speck — große Dose Fr. 1.—
mit Rippli (nur in den Magazinen) — große Dose Fr. 1.50
Linsen fixfertig (nur in den Magazinen) — ¾-Dose 50 Rp.
Randensalat — ⅔-Dose 40 Rp.

„Sta. Sabina"
Das Kochfett mit dem höchsten Buttergehalt (20 %)

500 g-Tafel Fr. 1.—
„Süßfett", gutes Kochfett, mit 10% Butter ½ kg 66⅔ Rp.
(750 g-Tafel Fr. 1.—)
Kochfett „Migros" ½ kg 58 Rp.
(430 g-Tafel 50 Rp.)
Kokosfett „Ceylona", veget. ½ kg 41⅔ Rp.
(600 g-Tafel 50 Rp.)

Ia Tafelbutter

„gelbe Marke" 100 g 45½ Rp.
(220 g Fr. 1.—)
„blaue Marke" 500 g Fr. 2.27½
(440 g Fr. 2.—)
Kochbutter 500 g Fr. 1.75½
(570 g Fr. 2.—)

---

verhältnisses darzutun: den unproblematischen, gradlinigen und großherzigen Robert neben dem gehemmten, sich selbst und dem andern mißtrauenden aber heimlich glühenden, bedeutenden Jüngling Win! Zwischen ihnen Sibyl... Mir fällt es gerade in diesem Zusammenhange wieder auf, daß Sie Ihre Männergestalten, wie einst Wieland so auch hier wieder Win, ganz von innen, die Mädchen, Ann wie Sibyl, mehr von außen her schauen und schauen lassen. Es ist zur Kenntnis Sibyls wichtig zu wissen, daß sie in durchnähtem Regenmantel und triefendem Mützchen, halb trotzig, halb verlegen bei Win zu Besuch erscheint, notwendig zu erfahren, daß sie es liebt im Halbdämmer des Abends auf der Ottomane zu kauern und dabei die Schuhe von den Füßen streift. Sie geben uns zwar auch von Sibyl einen kurzen Lebensabriß, erzählen von Schwierigkeiten und Erfolgen der Schul- und Entwicklungszeit, berichten von der weitherzigen Erziehung, die ihr eine Tante, die Aerztin Barbara Heim, angedeihen läßt. Aber mir scheint trotzdem der Einblick in das von Sibyl bewohnte Hotelzimmerchen, den Sie durch Wins Augen auch uns erlauben, beinahe noch aufschlußreicher. Ein paar halbverwelkte Rosen, die ihr von Win geschenkt, noch auf dem Tische stehen blieben, ein bescheidenes Puderbüchschen, eine kleine schwarzgelbe Füllfeder, ein leichter Hauch von Ambra lassen dort dem Freunde das Bild der abwesenden Geliebten deutlich erstehen. „Ja, ein Mensch wurde einem rührend wohlbekannt, wenn man einmal Bescheid wußte über seine alltäglichen Gebrauchsgegenstände," so schreiben Sie dazu, und ich empfinde es als besonders feinen Zug, daß Sie Win diese letzte kleine Begegnung mit der Geliebten schenken, bevor er sie als Tote wiederfinden muß.

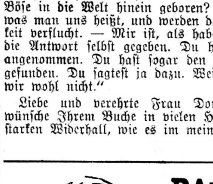
Sie lassen es weise im Dunkel, ob dem Tode Sibyls ein eigener Entschluß vorangegangen. Auf jeden Fall aber ist es eine letzte Zwiespältigkeit im Wesen des Freundes, die sie auf die abendlich einsame Stiftahrt und damit in den vielleicht gewünschten, vielleicht gefürchteten Tod treibt. Dieses Mädchen zerbricht nicht an der Untreue, die es, sich selbst kaum bewußt, dem bewährteren und selbstlos liebenderen Freunde Robert antut. Es ist die Blume, die sich selbstverständlich und ganz dem stärkeren Lichtquell zuneigt. Aber dieses Mädchen geht zu Grunde, als es die erste Fremdheit im Gesichte des Geliebten auftauchen sieht, als es zum ersten Male die gläserne Wand erfaßt, die es von ihm trennt. Die Glasscheibe der Hotelhalle, die einen Augenblick lang ihre lachenden Gesichter scheidet, empfinde ich in diesem Zusammenhang in ihrer symbolhaften Bedeutung.

Win kann dem eigenen Ausspruch nach stets nur an einen Menschen denken. Daß er selbst dieser Mensch ist, wagt er in jener Liebesstunde Sibyl nicht zu gestehen. Rechtfertigung für diese Haltung gibt ihm nur die Gestaltung seines künstlerischen Werkes. Als ihm zuerst ein solches gelingt, — „Das zwiefache Gesicht" lassen Sie es ihn bezeichnenderweise nennen, — da empfindet er es wie eine endliche Menschwerdung. Hier im Werk erreicht er die Einung seines zwiespältigen Wesens, erlangt er den Sieg über alle angeborene und anerzogene Hemmung, hier kann er Sühne leisten für die Schuld, in die er sich durch die Liebe zu Sibyl verstrickt weiß. Aber der Künstler Win muß alles blühende, lockende Leben um sich vergessen, verraten und endlich verlieren, wenn er der unerbittlichen Forderung des Werkes genügen soll. „Wie eine Gruppe Bäume und niederes Gebüsch im abnehmenden Licht verschwinden, so treten Menschen und Dinge seiner Umgebung in nebelhafte Ferne." Selbst Sibyl, die geliebte Sibyl, verliert ihren Anspruch an seinen Tag und sein Bewußtsein, als eine Gestalt seiner Dichtung nur behält sie ihre Bedeutung, gewinnt sie neuen Sinn. — Solchermaßen stellen Sie Win unter das Geschick, das in irgend einer Form jeden schöpferischen Menschen belastet. Ob er seinem seelisch-geistigen Ausmaße, seiner künstlerischen Kraft nach, ganz in diese Reihe gehört, wage ich nicht zu entscheiden.

Liebe Frau Dorett Hanhart, im Suchen nach eigener Klärung erzählte ich Ihnen da allerhand Dinge aus Ihrem Buche, die Sie selber viel besser kennen, setze ich Deutungen, die bei Ihnen anders lauten mögen. Aber es ist wohl der einzige Freundesdienst, den wir andern dem künstlerisch Schaffenden leisten können: ihm sein Werk in neuer Spiegelung zu zeigen. Kann ich Ihnen meinen Dank besser erstatten, als wenn ich Ihnen die Einzelheiten aufweise, die mir am herzlichsten gefallen? Darf ich Ihnen nicht meine Freude an jener herbstlichen Seefahrt der Liebenden wiederschenken oder meine Ergriffenheit ob Wins letzter ahnungsbedrohter Suche nach Sibyl? Mögen Sie auch im Sinne eines Dankes und als herzhafte Anerkennung aufnehmen, wenn ich Ihnen sage: ich finde hier im neuen Bande wie im frühern die größte Knappheit und Lauterkeit des Wortes, die bewunderungswürdige Leichtigkeit, mit der Sie Rede und Gegenrede gestalten. Aber mir scheint das Gewebe der Erzählung jetzt gleichsam dichter geschlagen, das Netz enger gezogen; es fangen selbst unsichtbare und unsagbare Dinge sich in feinsten Maschen ein. Im Vergleich zum früheren erscheint mir Ihr neues Buch problemreicher, zwiespältiger vielleicht, wie es sich schon durch die Natur und die Konstellation seiner Menschen bedingt. Ich sehe darin größere Tiefen aufgerissen und weitere Brückenbogen zu deren Ueberwindung gespannt. Lassen Sie mich hier nur die schönen trostreichen Schlußzeilen Ihrer Erzählung erwähnen. In einem Briefe Roberts an Win heißt es da: „An dem Abend, nachdem wir Willi zu Grabe getragen, kamst Du in mein Zimmer. Sage mir nur eines, sprachst Du von der Tür her an die Wand gelehnt, als wagtest Du nicht, in die Nähe eines Menschen zu kommen, was für ein ungeheuerlicher Geist hat uns Kreaturen zu Gut und Böse in die Welt hinein geboren? Wir tun ja bloß, was man uns heißt, und werden dafür in alle Ewigkeit verflucht. — Mir ist, als habest Du Dir seither die Antwort selbst gegeben. Du hast Dein Schicksal angenommen. Du hast sogar den tiefen Sinn darin gefunden. Du sagtest ja dazu. Weiter hinauf können wir wohl nicht."

Liebe und verehrte Frau Dorett Hanhart, ich wünsche Ihrem Buche in vielen Herzen einen ebenso starken Widerhall, wie es im meinen erweckt hat.

Ihre A. H.



BANAGO
den Kindern vorzuenthalten wäre eine Sünde.

P 20n 33/81

Früchte-Praliné Nago 10er und 20er sind fein und gesund.
Muster gegen Nago-Rabattscheine von NAGO OLTEN.

Thurgau erzählt von seinem seit nun bald 20 Jahren bestehenden Kinderheim in Romanshorn; Aargau, von der Anstalt Obstgarten; Appenzell von der Schutzaufsicht über gefährdete oder sittlich defekte Mädchen; Schaffhausen versucht, Frauen zur Uebernahme von Vormundschaften zu gewinnen; St. Gallen erteilt Schutz, Rat und Hilfe an gefährdete und auf Abwege geratene Frauen und Mädchen; Bern teilt Erlebnisse aus seinem Zufluchtshaus mit und berichtet über die Schwierigkeiten, die damit zusammenhängen, daß neuerdings immer mehr Mädchen von der dermatolog. Klinik dem Hause zugewiesen werden, Mädchen, die man unbedingt aus hygienischen Gründen von den andern Insassen des Hauses trennen müßte; Baselland schildert einen Arbeitstag — und zwar gerade den schwierigsten in der ganzen Woche, den Montag! — im Frauenheim Wolfsbrunnen (ebenfalls ein dem Verband Frauenhilfe unterstelltes Werk); Graubünden hat seit einigen Jahren an den halbjährlich in Chur stattfindenden großen Märkten einen Bücherstand mit guten und billigen Volks- und Jugendschriften eröffnet; Winterthur erzählt uns von seinen scheinbar nebensächlichen Bemühungen, bei Frauen und Töchtern die Freude an einfacher Hausmusik, besonders am Gesang, wieder zu beleben. Wer selbst die Wirkungen der Musik auf das Gemüt kennt, der wird gerade einen solchen Versuch, der auch in verhärteten und abgehärmten Menschen wieder Freude zu entzünden vermag, von Herzen begrüßen. Zürich erzählt uns von seinen seit über 30 Jahren zum ersten Mal eingeführten Mütterabenden, in denen alle möglichen Lebensfragen besprochen werden; besonders interessant erscheint uns die in einem stark sozialistischen Quartier gemachte Erfahrung: standen die Frauen und besonders ihre Männer zunächst den Abenden, besonders wenn religiöse Fragen besprochen wurden, mit größtem Mißtrauen gegenüber, so zeigen sie jetzt ein starkes Interesse an diesen Fragen, die nicht selten nachher in der Familie noch weiter verhandelt werden. Solothurn konnte mit Hilfe einer Sammlung 25 Frauen einen Ferienaufenthalt ermöglichen. Baselstadt endlich erzählt von seiner Kleidersammlung für Arbeitslose, wobei 14,500 gute Kleider und Schuhe verteilt werden konnten; was da an Organisation, Arbeit und Aufopferung dahinter steht, kann nur der ermessen, der selbst in einem solchen Werk steht.

Hatte man vorher vielleicht mit einem gewissen Schrecken an die zwölf Berichte gedacht, die man nun mitanhören müßte, so konnte man zum Schluß feststellen, daß die Zeit im Fluge vorüber gegangen war und daß diese Berichte, die großenteils mit viel Lebendigkeit vorgetragen worden waren, einen Blick ins Leben der Vereine hatten tun lassen, der aufschlußreich und wertvoll war, trotzdem ja von überallher nur Ausschnitte geboten wurden. Zum Schluß wurden die Sektionen gebeten, in der Arbeit an ihren Schutzbefohlenen zu studieren, inwieweit die berüchtigten Dancings einen unheilvollen Einfluß ausüben, damit der Vorstand auf Grund von Tatsachen dagegen angehen kann.

Ein frohes Bankett vereinigte die Frauen im Saalbau, und die musikalisch-dramatischen Darbietungen frischer junger Mädchen entzückten allgemein. Den Abschluß der Tagung bildete ein von den Aarauerinnen gestifteter Tee, von dem wir leider nur allzurasch uns zu den Zügen begeben mußten.

Rettungsarbeit gehört zur schwersten Arbeit; wir können den tapferen Frauen, die ungeachtet der vielen Enttäuschungen immer wieder mit Mut und Kraft ihrem Werke nachgehen, nur von Herzen dankbar sein; aber wir wissen auch, daß sie dieses Werk nur aus dem Glauben heraus tun können, aus der Kraft, die sie dort schöpfen, wo sie einzig zu finden ist.

E. V. A.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Mittwoch, den 25. Oktober, 14.30 Uhr, Schanzengraben 29: Mitgliederversammlung der Zürcher Frauenzentrale. Vorträge über „Unser Lebensmittelhandel", v. Prof. Frauchiger, Präsident des Genossenschaftsrates des Lebensmittelvereins; G. Duttweiler, Direktor der Migros; E. Merkt, Präsident des Spezereihändlerverbandes Zürich.

Montag, den 23. Oktober, 17 Uhr, Rämistr. 26. Lyceumklub, Soziale Sektion: Vortrag von V. D. M. Rosa Gutknecht, Pfarrhelferin, über „die landeskirchlichen Arbeitskolonien Zürich, Werk zur Beschäftigung von Wander-Arbeitslosen." —

Mittwoch, 24. Oktober, 20.15 Uhr, im Schwurgerichtssaal Zürich: Der Psychologe und Nervenarzt Dr. Fritz Künkel spricht über „Charakterschwierigkeiten und ihre Ueberwindung". Der Besuch wird empfohlen vom Vorstand der Zürcher Frauenzentrale und des Berufsvereins Sozialarbeitender Zürich.

Bern: Samstag und Sonntag, den 28. und 29. Oktober, im Großratssaal: Delegiertenversammlung des Schweiz. Frauengewerbe-Verbandes. Aus dem Programm: 29. Oktober, 9.30 Uhr: Referate von Regierungsrat Joß, Bern, über: „Die Frau im Wirtschaftsleben": von Herrn Studach, St. Gallen, über: Meisterinnenprüfungen im Frauengewerbe".

Herisau: Samstag, den 28. Oktober, abends 8 Uhr, im Löwensaal Herisau, Bund für Frauenbestrebungen: „Ueber die Mitarbeit der Frau in der Kirche". Fräulein R. Göttisheim, Basel.

Schaffhausen: Montag, den 23. Oktober, 20 Uhr, in der Randenburg, 2. Stock. Mitgliederversammlung der Vereinigung für Frauenstimmrecht: Schaffhausen und Umgebung: Bericht von Frl. Dr. C. Etzensperger und Frl. Ida Wahl über die Generalversammlung des Schweiz. Bundes für Frauenstimmrecht in Basel. Verschiedenes.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend);
Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Tel. 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 142, Tel. 22,608.

REKLAMETEIL

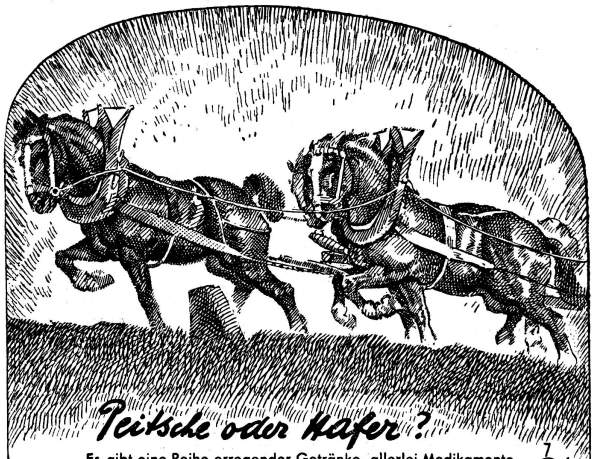
G 80 P

A 121 d

KURS-TOCHTER
gesucht per 15. November P 7206 Y
Kosmetik-Institut
für wissenschaftliche Gesichtspflege.
Schauplatzgasse 39, Bern. – Telephon 31.106.

STETS FRISCHE SPEISEN
UND GETRÄNKE AUS IHREM
KÜHLSCHRANK
FRIGOMATIC
AUTOFRIGOR
ZÜRICH TEL. 58'660
HARDTURMSTRASSE 20
P 214 Z

Waschmaschine
MEA (Syst. Schmidt)
Rift - Eichenbottich
Motor verstellbar
ist schweizerische
Qualitäts-Mechanik
e.a. Maeder & co St. Gallen
P 17696 G



Peitsche oder Hafer?

Es gibt eine Reihe erregender Getränke, allerlei Medikamente und Kräftigungsmittel, die wirken wie Peitschenhiebe: Sie spornen an, ohne zu kräftigen. Es ist gefährlich, zu versuchen, mit solchen Mitteln die Leistungsfähigkeit zu heben.

Ovomaltine dagegen enthält in konzentrierter, leicht verdaulicher Form die wertvollsten Nahrungsmittel. Ovo ist der richtige Hochleistungsnährstoff, erhält uns gesund und widerstandsfähig, auch bei starker Beanspruchung.

OVOMALTINE stärkt auch Sie!

Preise:
Fr. 2.— die Büchse zu 250 gr., Fr. 3.60 die Büchse zu 500 gr.

Dr. A. WANDER A.-G., BERN

Mein Ovomaltine schafft Ovomaltine-Erfolg

A 235
P 10 Y

Hero
Sugo alla napoletana

Eine vorzügliche Lenzburger Neuheit!

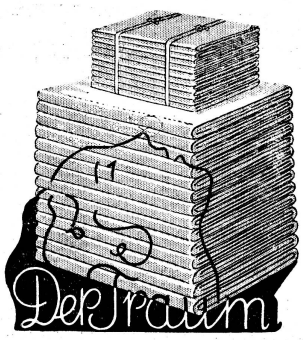
Hero-Sugo ist eine fixfertige würzige Sauce mit gehacktem Fleisch für die rasche Zubereitung von

„Spaghetti al sugo"

nach echt napolitanischer Art, die von Kennern besonders geschätzt wird.

Büchse für 500 gr. Spaghetti = 4 Portionen kostet nur 65 Cts.

P 36 Ba



der Braut, der holden, reinen, sind Schwob's bewährte Bernerleinen

Verlangen Sie in Ihrem eigenen Interesse heute noch die Muster. Dieselben werden Ihnen unverbindlich zugestellt. Die Preise sind gegenwärtig ganz besonders günstig. Beachten Sie untenstehenden Coupon und füllen Sie denselben aus.

Schwob & Co
Leinenweberei
Hirschengraben 7
Bern
SCHWOB

P 57 Y